

mit gesenktem Kopf in wunderschöner Dressurmanier zum Start und ich dachte, was immer passierte, wir sahen zumindest gut aus.

Als die Startstände sich öffneten, schossen die anderen Pferde in rasendem Tempo los. Knock Knock und ich ließen uns Zeit, ich ließ ihn seinen Rhythmus finden und hielt Abstand zur Gruppe, sodass er genügend Raum hatte. Ich machte keinen Druck, ich wollte nur, dass er Spaß hatte. Deshalb klopfte ich ihm leicht auf den Hals und sagte: »Guter Junge.« Da zog er plötzlich an und beschleunigte dermaßen, dass wir förmlich um das gesamte Feld gefegt wurden. Wir überholten den zweiten Favoriten, dann den Favoriten und waren plötzlich vorn, mit weniger als zweihundert Metern vor uns. »Guter Junge, guter Junge«, wiederholte ich fortwährend und musste darüber lachen, wie absurd das Ganze war. Ich bewegte mich nicht im Sattel und hütete mich, die Gerte einzusetzen. So kamen wir als Erste ins Ziel. Ich ritt Knock Knock noch zwölf Mal – es war meine intensivste Partnerschaft mit einem Rennpferd –, gewann noch drei Rennen mit ihm und war acht Mal platziert. Es machte so viel Spaß, weil es schien, als hätte ich des Rätsels Lösung gefunden und eine so starke Beziehung zu ihm entwickelt, dass er für mich gewinnen wollte.

Pferde haben etwas Edles an sich, das Künstler über die Jahrhunderte inspiriert hat, ihre Würde und Schönheit einzufangen. Nehmen Sie Munnings Bild von Warrior, dem Kavalleriepferd, das die Schrecken des Ersten Weltkrieges überlebt hat, wie es den Kopf vom Künstler wegdreht und nach Gefahr Ausschau hält, statt Aufmerksamkeit zu suchen. Warrior ist stolz und zugleich ergeben, wachsam und zugleich verlässlich. Sir Alfred Munnings war großartig darin, die Charaktereigenschaften sowie die physische Präsenz von Pferden darzustellen.

Pferde sind auf der ganzen Welt wegen ihrer Stärke, Schnelligkeit und Wendigkeit immer hoch geschätzt worden. Als Transportmittel, als Partner bei der Jagd oder als Kamerad im Krieg – in all diesen Funktionen waren sie für unsere Vorfahren von großer Bedeutung. Hunderte von Pferdedenkmalern überall auf der Welt sind ein Beweis für den Status und die Bedeutung, die wir ihnen beimessen. In frühzeitlichen Gräbern wurden die Mächtigen mit ihren kostbarsten Besitztümern einschließlich ihrer Pferde begraben.

In Charlie Mackesys großartigem Buch *Der Junge, der Maulwurf, der Fuchs und das Pferd* ist es das Pferd, das über Weisheit verfügt und Trost spendet. In jeder Situation weiß es das Richtige zu sagen, ohne dass es belehrend oder abgedroschen klingt. Als der Junge es bittet zu erklären, was Mut ist, erwidert das Pferd: »Von ganzem Herzen die Wahrheit über dich zu sagen.« Das Pferd lehrt den Jungen das Wesentliche: die Macht der Liebe, nicht zu vorsichtig zu sein, um Hilfe zu bitten und

sich nicht durch das Verhalten anderer beeinflussen zu lassen. Es ist direkt, ehrlich und stets freundlich. Es ist so, wie wir gerne wären, und dabei kein bisschen eingebildet. »Die Wahrheit ist, alle mögen sich durch«, lautet seine starke Botschaft an die, die sich für Hochstapler halten.

Es ist nicht verwunderlich, dass sich Pferde bei einer ganzen Reihe von Therapien als wertvoll erweisen. Sei es bei Menschen, die eine traumatische Erfahrung hinter sich haben, bei Alkohol- und Drogensüchtigen, bei Menschen, die mit körperlichen Behinderungen oder mit Lernproblemen zu kämpfen haben oder mit einer neuen Lebenssituation zurechtkommen müssen: Pferde haben etwas an sich, das unsere Seele anspricht, und sehen etwas in uns, das wir oft selbst nicht erkennen.

Auch Hunde werden mit großem Erfolg bei Therapien eingesetzt und selbst Katzen sprechen innere Anteile an, die Menschen nicht erreichen. Wir alle haben unsere eigenen tierischen Champions und ich vermute, dass es gerade in Zeiten der Unsicherheit wie in den Monaten des durch Corona erzwungenen Lockdowns die täglichen Heldentaten unserer Haustiere waren, die viele von uns aufrecht hielten. Sie kümmern sich genauso um uns, wie wir uns um sie kümmern. Für diejenigen, die allein leben, sind sie Gesellschaft und Trost, ein Grund, jeden Tag das Haus zu verlassen und einen Spaziergang zu machen. In Familien können sie der Mittelpunkt sein, der Anziehungspunkt, der dafür sorgt, dass alle zusammenkommen und gemeinsam etwas tun. Denjenigen, die unter gefährlichen Bedingungen leben, bringen sie Erleichterung und Hoffnung. Wie Herman Melville einmal schrieb: »Kein Philosoph versteht uns so gut wie Hunde und Pferde.«

Indem wir Geschichten von unseren geliebten Tieren erzählen, halten wir sie für immer am Leben. Aus diesem Grund habe ich dieses Buch geschrieben, für Archie und all die außergewöhnlichen, bemerkenswerten Tiere, die darin vorkommen. Ich hoffe, es macht Ihnen genauso viel Spaß, es zu lesen, wie es mir Spaß gemacht hat, es zu schreiben.

BARRIE,

Therapeutin im Kriegseinsatz



Diese Geschichte handelt von einem kleinen Hund, der aus den Trümmern des vom Krieg erschütterten Syrien geborgen wurde. Er rettete das Leben des Mannes, der ihn fand.

Als Soldat geriet Sean Laidlaw vom ersten Tag an mitten ins Kriegsgeschehen. Die Arbeit war gefährlich und zermürbend. Im Laufe der zehn Jahre bei den Royal Engineers wurde er Zeuge vieler Gräueltaten. Laidlaw ging damit, wie er dachte, auf die »britische Art« um: Er bewahrte Haltung und machte ein paar Witze. Das änderte sich eines Tages in Afghanistan, als er auf die Leiche eines britischen Soldaten stieß, der von den Taliban brutal gefoltert worden war. »Ich verdrängte das lange Zeit«, erklärte er. »Es wanderte in eine Kiste in meinem Kopf ... bis sich diese Kiste schließlich öffnete und nicht mehr schließen ließ.«

So war es sehr schwierig für ihn, wenn die Menschen zu Hause ihn mit grausamer Neugier fragten, ob er jemanden getötet habe. Und auch mit der Fehlgeburt, die seine Partnerin erlitt, konnte er nicht umgehen. »Ich war wütend auf die ganze Welt, auf jeden aus irgendeinem Grund.«

Seine Beziehung zerbrach und damit verlor er sein Zuhause. Laidlaw begann mit Fitnesstraining, um den Tagen eine Struktur zu geben, doch in Wahrheit versuchte er, sich selbst zu bestrafen. Er ging dreimal am Tag an seine körperlichen Grenzen und begann Steroide zu nehmen, um Muskeln aufzubauen. Er hatte eine posttraumatische Belastungsstörung (PTBS) entwickelt, sein Leben geriet außer Kontrolle.

In seinem Job spielte jeder dem anderen Stärke vor, daher fiel es ihm nicht leicht, über seine Gefühle zu sprechen. Doch irgendwann fand er mit Hilfe von Freunden und einer Therapie einen Weg aus der Dunkelheit: »Die Leute denken, PTBS ist so wie in Hollywoodfilmen, wo du aus lebhaften Träumen aufwachst und zitterst und

schwitzt, aber so ist es überhaupt nicht. Für viele Veteranen, mich eingeschlossen, zeigt sie sich nicht nur in Flashbacks, sondern vor allem in dem Gefühl, nirgendwo dazugehören, keine Identität zu haben.« Er wusste, dass er etwas Sinnvolles tun musste, und so verpflichtete er sich erneut für einen Auslandseinsatz: diesmal für ein privates Sicherheitsunternehmen als Bombenentschärfer nach Syrien.

Laidlaw beschrieb Syrien als »Afghanistan mal hundert – ein absolutes Blutbad«. Noch nie hatte er eine Zerstörung solchen Ausmaßes erlebt, was er sah, erschütterte ihn zutiefst. Eines Tages hörten er und seine Kollegen durch Explosionen und Schüsse hindurch etwas, das sich anhörte wie ein weinendes Kind. Sie rannten zu den Trümmern einer zerstörten Schule, wo sie unter einem großen Betonsockel eine Hündin mit ihren Welpen fanden, alle tot. Aber woher kam das Wimmern?

Plötzlich rief einer der Männer: »Hund! Hund!« Inmitten von Schutt, Staub und Zerstörung entdeckten sie einen flauschigen Ball, einen Asian Shephard Mixwelpen, der um Hilfe winselte. Laidlaw sagte spontan: »Das ist Barry.« Der Name blieb, selbst nachdem sie entdeckt hatten, dass »er« eine »sie« war, nur wählten sie die etwas »mädchenhaftere« Schreibweise Barrie.

Laidlaw war sofort von ihr eingenommen. Die Hündin sah so traurig und verloren aus, dass er beschloss, ihr die Liebe und Fürsorge zu geben, die sie brauchte. Da sie hungrig und durstig war, teilte er seine Rationen mit ihr. Nach drei Tagen hatte er ihr Vertrauen gewonnen, konnte sie hochheben und mit zur Basis nehmen. Barrie schlief in seinen Armen ein.

Der Welpen musste ausgeführt, gefüttert und erzogen werden und bald brannte jeder darauf, seinen Beitrag zu leisten. Die anderen Männer wurden Barries »Onkel«.

Die kleine Hündin verwandelte das Camp in eine ganz andere Welt. »Ich glaube, schon in den ersten Tagen von Barries Anwesenheit merkten wir alle, wie hilfreich es war, so ein Tier bei uns zu haben«, erklärte Laidlaw. »Sie war eine enorme Ablenkung von allem, was wir da draußen erlebten. Es gab Wochen, in denen wir zehn bis fünfzehn Leichen an einem Tag sahen, Männer, Frauen und Kinder, das ist schwer zu ertragen. Aber zur Basis zurückzukommen und mit ihr herumspielen und herumalbern zu können, machte alles leichter.«

Da er entschlossen war, sie um jeden Preis mit zurück nach Großbritannien zu nehmen, bekam Barrie ein Geschirr, das aus einer kugelsicheren Weste angefertigt war,

sodass sie Laidlaw bei seinen Aufgaben in Raqqa begleiten konnte. »Sie war der Lichtblick zu einer Zeit in meinem Leben, als ich nach einem Sinn suchte und herausfinden wollte, warum ich hier war. Als Barries >Dad< hatte ich etwas, um das

ich mich kümmern musste und für das ich verantwortlich war – ausgeschlossen, dass sie ohne mich in Syrien blieb.«

Allerdings war es nicht einfach, Barrie aus dem Land zu bekommen, es gab eine Menge Formalitäten zu erledigen. In dieser Zeit flog Laidlaw nach Großbritannien, um an einer Hochzeit teilzunehmen. Als er nach Syrien zurückkehren wollte, erreichte ihn auf dem Weg zum Flughafen ein Anruf: Die Lage dort hatte sich verschlechtert, man brach den Einsatz gerade ab und wies ihn an, zu Hause zu bleiben.

Ehe auch die anderen Männer zurückkehrten, blieben ihm nur noch zwei Wochen Zeit, die Ausreise des Hundes zu organisieren; andernfalls würde Barrie allein auf der Basis zurückbleiben. Ein Versuch seiner Kollegen, sie auf einem Versorgungslastwagen unterzubringen und über die Grenze zu schmuggeln, scheiterte. Laidlaw sondierte, ob die Amerikaner sie mitnehmen würden und er sie bei ihnen abholen konnte, aber auch dieser Plan ging nicht auf. Mit Hilfe einer Organisation namens War Paws, gegründet, um Hunde aus vom Krieg erschütterten Gebieten nach Hause zu bringen, kam Barrie schließlich in den Irak und von dort aus nach Jordanien, wo sie drei Monate in Quarantäne verbrachte.

Zu guter Letzt wurde sie nach Paris geflogen, wo Laidlaw sie in Empfang nehmen konnte. Barrie war von der Reise traumatisiert. Sie brauchte eine Weile, um zu erkennen, dass es sich bei dem Mann, der sie streichelte, um denselben handelte, der sie in Syrien gerettet hatte. Als sie Laidlaw endlich erkannte, legte sie sich auf den Rücken, um sich von ihm am Bauch kralen zu lassen. Laidlaw weinte vor Erleichterung: »Ich war verloren. Ich wusste nicht, was los war. Ein Welp hat es geschafft, mich zu erden und mich wieder gesund zu machen.«

Laidlaw zweifelt nicht daran, dass seine neue Aufgabe als Barries »Dad« ihn davor bewahrt hat, in jene dunklen Tage zurückzufallen, in denen PTBS ihn zu zerstören drohte:

»Wenn ich gestresst und ängstlich bin, deprimiert, sitze ich nicht in meinem Zimmer, starre an die Decke und denke, die Welt stürzt auf mich ein. Ich habe Barrie, die auf mich springt und mich dazu bringt, mit ihr rauszugehen. Ich muss spazieren gehen, mit ihr spielen. So nervend es manchmal ist, eine Stunde später bin ich froh, dass ich an die frische Luft gekommen bin. Sie zieht mich immer überall raus.«

Es war eine große Umstellung für Barrie, ein normales Haustier zu sein und nicht mehr im Krieg, aber wie ihr Besitzer hat sie sich an ihr neues Leben gewöhnt. Laidlaw hat keinen Zweifel daran, dass sie es ist, durch die er endlich glücklich wurde. »Der Tag, an dem ich ihr begegnet bin, war der beste in meinem Leben. Ich